Zeitschrift: Der Armenpfleger : Monatsschrift für Armenpflege und Jugendfürsorge enthaltend die Entscheide aus dem Gebiete des Fürsorge- und Sozialversicherungswesens

Herausgeber: Schweizerische Armenpfleger-Konferenz

Band: 51 (1954)

Heft: 8

Artikel: Jeremias Gotthelf und die soziale Frage

Autor: Guggisberg, K.

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-836675

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Jeremias Gotthelf und die soziale Frage

von Prof. Dr. theol. *K. Guggisberg*, Bern

Das «*Gotthelfjahr*», wie man da und dort das Jahr 1954 im Hinblick auf den 100. Todestag des großen Dichters und Propheten zu bezeichnen pflegt, gibt uns Anlaß, auch seiner Stellung zur sozialen Frage zu gedenken. Sie stand für ihn durchaus nicht etwa nur am Rande seines dichterischen Schaffens! Er hat sich vielmehr vom ersten bis zum letzten seiner großen Romane leidenschaftlich mit ihr auseinandergesetzt. Im «*Bauernspiegel*» wandte er sich scharf gegen die ungerechte Erbteilung im bernischen Bauerntum, zeichnete er ein düsteres Bild von der Verwaltung der Gemeindespitel und schilderte er ergreifend das traurige Los der Verdingkinder. Und im «*Schuldenbauern*» ergriff er noch einmal die Waffe gegen die Aussaugung und Rechtlosigkeit der Wehrlosen und sozial Schwachen. In Deutschland wurde der Berner Schriftsteller zuerst als sozialer Ankläger bekannt. Wir haben allen Grund, uns auch einmal dieser Seite seiner Bemühungen, die oft zu wenig beachtet wird, zuzuwenden. Darum werden wir uns im Folgenden vor allem auf seine Schrift über die Armennot (1840) und auf den 1846/47 erschienenen Roman «*Jakobs des Handwerksgesellen Wanderungen durch die Schweiz*» stützen. Mit Recht hat Wilhelm Lütgert diesem weniger bekannten Werk den Wert einer historischen Quelle zugesprochen.

Gotthelf hatte ein tiefes Mitleiden mit den Elenden und Armen, Erniedrigten und Beleidigten. Die Not des Volkes hat ihn zum Schriftsteller gemacht. Hunger und Durst, Obdachlosigkeit und Krankheit, innere und äußere Schwierigkeiten der Menschen bekümmern ihn in seinen Werken und in seiner seelsorgerlichen Arbeit stets aufs tiefste. Aktiv und mutig griff er durch, wo es galt, Mißstände abzustellen. Es wird erzählt, daß er auf den sog. Bettlergemeinden jeweils mit Tränen in den Augen von Kind zu Kind gegangen sei, um jedem etwas zuzustecken, jedem eine kleine Freude zu bereiten. Er setzte sich ein für gerechten Lohn der Knechte und Mägde und suchte das Los der Verdingkinder zu erleichtern. Wie bitter klagt er doch, daß das Kinderverdingen zu einem eigentlichen Erwerbszweig geworden sei! Es gebe Leute, welche Kinder nur annähmen, um sich aus dem für sie bezahlten Kostgeld ihr Leben angenehmer zu machen. Die Kinder würden förmlich wie das Vieh ausgerufen und dem zugeteilt, der am wenigsten für ihren Unterhalt fordere. Man vertraue sie solchen an, die von des Menschen Bestimmung so wenig einen Begriff hätten als ein Heugabelstiel vom lieben Gott. Man beute die Buben und Mädchen schändlich aus und verwahrlose sie obendrein, pflanze in sie den Hang zum Laster und bringe ihnen nicht das geringste Streben nach leiblicher und seelischer Reinheit bei. Die Mädchen müßten bei den Mägden schlafen, die mit ihren Kiltern alles mögliche trieben, die Knaben bei den Knechten, von denen sie sich alles gefallen lassen müßten. «Es ist da ein Pfuhl von Lasterhaftigkeit, von dem man sich keinen Begriff macht».

Die Armut ist für Gotthelf eine fürchterliche Geißel Gottes. Früher habe sich der Arme still in sein Schicksal gefügt. Jetzt hätten die verschämten Armen den Unverschämten Platz gemacht. Man vernehme z. B. auf Schritt und Tritt die Drohung, der Gemeinde die Kinder darzuwerfen, als ob es junge Hunde wären. Schwangere Dirnen träten frech und unverfroren vor die Armenkommission und forderten schamlos Ehesteuer. Allgemein sei man der Zeitkrankheit verfallen, über den Stand leben zu wollen, was eine immer weiter um sich greifende Unzu-

friedenheit zur Folge haben müsse. Dem gegenüber schildert Gotthelf immer wieder arme Haushaltungen und Menschen, die mit ihrem Los zufrieden sind, so Käthi die Großmutter, deren Demut Otto von Greyerz einmal dem Promethiden- und Spittelerkult vor 30, 40 Jahren entgegengestellt hat. Das Heil der Armen müsse von innen kommen, nicht von einer äußern Revolution. Reich sein an Freuden hange nicht von Reichtum oder Armut ab, sondern von einem zufriedenen und genügsamen Herzen. Die innere Umwandlung ist für den Dichter wichtiger als der Kampf gegen die äußern Verhältnisse, deshalb lehnt er auch die Selbsthilfe des Mias im Bauernspiegel, die an Kleists Michael Kohlhaas erinnert, ab. Er ist überzeugt, daß jeder durch Tüchtigkeit sich zu Wohlstand und Unabhängigkeit erheben könne, und schildert in der Basler Geschichte «Hans Jakob und Heiri oder die beiden Seidenweber» (1851) eine arme Familie, die durch Sparsamkeit und Fleiß zu einem materiell sorglosen Leben kommt.

Doch die Armut nahm zur Zeit Gotthelfs Ausmaße an, die mit dem Hinweis auf Fleiß und Sparsamkeit allein nicht mehr zurückzudämmen waren. Sie wurde zur sozialen Frage, die jeweils da besonders akut wird, wo die Unterschiede in der Lebenshaltung so groß werden, daß weite Kreise sie als ungerecht empfinden. Im 19. Jahrhundert trat sie vor allem als Folge der Industrialisierung und Verstädterung auf. Europa zählte um 1800 ungefähr 174 Millionen Einwohner, von denen nur 5 Millionen in Städten lebten. Damals gab es nur 20 Städte mit mehr als 100 000 Seelen. Im Jahre 1925 dagegen zählte Europa 470 Millionen Menschen, 149 Großstädte mit über 100 000 Einwohnern und im ganzen 47 Millionen Städter. Es ist klar, daß diese Verlagerung der Menschen vom Land in die Stadt für viele Entwurzelung, Entseelung und Vermassung bringen mußte. Schon Gotthelf sah das uns genugsam bekanntgewordene Problem, allerdings unter einem ganz besonderen Gesichtswinkel:

«Es ist ein eigener Zug, der immer mehr Leute in die Städte zieht; dort sei der rechte Verkehr, heißt es, dort sei das rechte Leben. Das ist wohl nur eine Täuschung, vielleicht nichts als der Instinkt eines unglücklichen Geschlechtes, weil im Wirbel einer Stadt die Jämmerlichkeit der Persönlichkeiten, ihr jämmerlicher Untergang am leichtesten zu verbergen ist, weil im Wirbel der Stadt das Glück ein Zufall scheint, während im stillen Lande augenscheinlich nur die persönliche Tüchtigkeit sich Bahn bricht, Ruf und Geld erwirbt».

Der Landbewohner galt als der Zurückgebliebene, auf den auch die deutschen Handwerksburschen, wie Gotthelf sie schildert, hochmütig herabsehen. In der Stadt gewöhnte man sich immer mehr an Genuß, Abwechslung und Nervenkitzel. Die Entpersönlichung des Arbeitsverhältnisses, die Entwürdigung des Menschen zur Arbeitsmaschine, seine Unterordnung unter die Dinge und Güter: das alles trug dazu bei, die Kluft zwischen Reich und Arm in besonders aufreizendem Lichte zu sehen. Zwischen Villenviertel und Mietskaserne gab es keine Brücke mehr, in ein und demselben Volke standen sich zwei Klassen gegenüber, die einander so wenig verstanden wie die Bewohner zweier verschiedener Zonen. Man gewöhnte sich immer mehr, an der Oberfläche der Dinge zu bleiben, und die bittere Not richtete die Aufmerksamkeit Unzähliger nur noch auf das Materielle, auf immer höher getriebene Bedürfnisse, ohne deren Befriedigung man das Leben nicht mehr für lebenswert hielt.

Selbst dem Bauernschriftsteller Gotthelf, der ja noch in einem vorindustriellen Gebiet lebte, konnte die soziale Not der Industrieländer nicht verborgen bleiben.

In England – schreibt er – höre man schon das Notgeschrei der Reichen, das Kriegsgeschrei der Armen; in Frankreich, besonders in der «großen Kloake» Paris, wimmle es von Armen. Die Armut sei eine Wucherpflanze geworden, «eine krebsartige Wunde im Völkerleben». Selbst in der Schweiz! «Wir Schweizer haben keinen Krieg gehabt, haben keine Schulden, keinen Hof, und die Tändeleien mit dem Militär kommen nicht in Betracht, und doch nimmt die Armut zu, mehr und mehr». Schon erhebt sich auch in Gotthelf die soziale Klage zur Anklage. In den Industrieländern sei an der Menschheit gefrevelt worden. «Wären Fabrikherren Christen, so wäre vieles anders, und wären Fabrikarbeiter Christen, so wären sie ganz frei, und die Fabrikherren hätten keine Macht über sie». Man könne sicher auch mancher Unbill durch Gesetze steuern; aber an die Quelle des Übels reiche des Menschen Macht nicht heran. Es ordnen, daß es weder Reiche noch Arme gebe, könnten wir nicht. Die Fabrikarbeiter seien an ihrer Lage auch nicht unschuldig. «Es sind hauptsächlich auch die Fabrikarbeiter, die viel verdienen, viel verbrauchen, keinen Kreuzer erübrigen, die bei der geringsten Stockung der Geschäfte im Elend sind». Daher dann die soziale Unzufriedenheit! Es drohe ein Bruch zwischen Besitzenden und Proletariern, der ganz Europa mit Blut und Brand bedrohen könnte. «Das ist der Sklave, vor dem man erzittern muß, wenn er seine Kette bricht».

Das soziale Elend rief dringend nach Abhilfe. Auch Gotthelf suchte sie; aber er fand sie anderswo als die Frühkommunisten und Utopisten seiner Zeit, auf die er in «Jakobs Wanderungen» zu sprechen kommt.

Greifen wir zur Charakterisierung der glühenden Zukunftshoffnungen nur einen heraus, *Charles Fourier*, der Ende der 20er Jahre in Paris eine sozialistische Schule ins Leben gerufen hatte. Fourier baute die Arbeit auf der Freiheit der Neigungen auf. Wenn nur in großen genossenschaftlichen Unternehmungen produziert werde, so könnten auch die Arbeiter zu einem höheren Genußleben gelangen. Wie irgendein alttestamentlicher oder christlicher Apokalyptiker erträumte Fourier den Zustand vollendeter Harmonie auf Erden. In sog. Phalansteren, großen Wohnblöcken, solle die ganze Menschheit nach kommunistischen Gesichtspunkten erzogen werden. Die gesunden und friedlichen Lebensverhältnisse würden nicht nur die durchschnittliche Lebensdauer, sondern auch die Jahre uneingeschränkten Genusses beträchtlich erhöhen. Die Harmonie unter den Menschen würde schließlich sogar die Natur verwandeln. Eine Nordpolkrone werde erstehen, die Licht und Wärme verbreite und bewirke, daß in Petersburg ein ähnliches Klima herrschen werde wie in Cadix. Ja, das Meer werde seine bittere Salzigkeit verlieren und einen limonadeartigen Geschmack annehmen. Es würden sich neue Tiere bilden, der Anti-Hai und Anti-Walfisch, die sich dem Menschen zur Verfügung stellten, seine Schiffe durch den Ozean zu ziehen. Am Menschen würden sich neue Organe bilden, u. a. ein unsichtbarer Rüssel, der die ätherischen Fluida aufnehmen und ermöglichen werde, mit den Bewohnern anderer Sterne in Beziehung zu treten. Fourier und seine Anhänger waren fest davon überzeugt, daß ihre Träume in Erfüllung gehen könnten. Er hätte zur Errichtung der ersten Phalanstere acht Millionen Franken benötigt. Sei diese einmal da, so würden die Menschen die andern ganz von selbst errichten. Aber diejenigen, welche die acht Millionen hätten geben können, glaubten nicht an ihn, und diejenigen, die an ihn glaubten, besaßen das benötigte Geld nicht. Es war dann *Karl Marx*, der diese Träumereien in das «Wolkenkuckucksheim» verwies.

(Fortsetzung folgt.)